

# "Der Parnass liegt nicht in den Schweizeralpen..." : Zürcher Briefe des Historikers Max Büdinger 1861-1871

Autor(en): **Müller-Hülsebusch, Bernhard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Taschenbuch**

Band (Jahr): **85 (1965)**

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-985545>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## „Der Parnass liegt nicht in den Schweizeralpen . . .“

Zürcher Briefe des Historikers Max Büdinger 1861-1871

Im Mai des Jahres 1861 berief die kantonale Direktion des Erziehungswesens einen Historiker an die Universität Zürich, dessen Name dazumal nur den wenigsten schweizerischen Geschichtsfreunden ein Begriff gewesen sein dürfte: den 33jährigen, aus Hessen stammenden Dr. phil. Max Büdinger.<sup>1</sup> Ein Mann, der bis dahin noch keine Position an einer Hochschule bekleidet hatte, der keine Lehr-Erfahrung und auch keine Publikationen zur eidgenössischen Geschichte vorweisen konnte – und der doch in den elf Jahren seiner Zürcher Wirksamkeit als akademischer Lehrer und Forscher Hochbedeutsames für die Entwicklung der historischen Studien in der Schweiz leisten sollte. Büdinger sah seine Aufgabe als ordentlicher Professor der allgemeinen Geschichte nicht allein darin, gemeinsam mit den Studenten vom universalhistorischen Standpunkt aus «den Fortgang der Menschheit als Ganzes» zu betrachten und zu untersuchen. Er, der selbst ein eifriger Schüler Rankes und Boeckhs gewesen war, wollte den Teilnehmern der Seminarübungen auch wissenschaftliches Rüstzeug, die historisch-kritische Methode der Quellenbehandlung vermitteln.<sup>2</sup> «A Zurich», schreibt Jean Rodolphe de Salis, «qui est, avec Genève, le principal centre d'études historiques en Suisse, l'Allemand Max Büdinger . . . forma pendant les onze

<sup>1</sup> Über Max Büdinger (1828–1902) hat der Verfasser des vorliegenden Aufsatzes eine Dissertation bei Professor Franz Schnabel (München) geschrieben; sie ist zur Zeit im Druck. Ausführliche Quellen- und Literaturangaben siehe dort. Das VI. Kapitel der Arbeit behandelt Büdingers Bedeutung für die schweizerische Geschichtswissenschaft.

<sup>2</sup> Staatsarchiv Zürich, Bx 154 (Kolleghefte Dändlikers nach Vorlesungen Büdingers), ferner Büdingers Brief an F. S. Vögelin (28.10.1866) in der Zentralbibliothek Zürich, MsT 311/29.

années de son enseignement une véritable pépinière d'historiens. La méthode critique . . . eut en Büdinger un interprète de talent, qui transmet les sévères disciplines de l'histoire suisse aux futurs maîtres de la science historique suisse . . . Il est à remarquer, toutefois, que depuis le départ de Büdinger, l'enseignement de l'histoire à l'université de Zurich n'a plus été confié qu'à des professeurs suisses».<sup>3</sup>

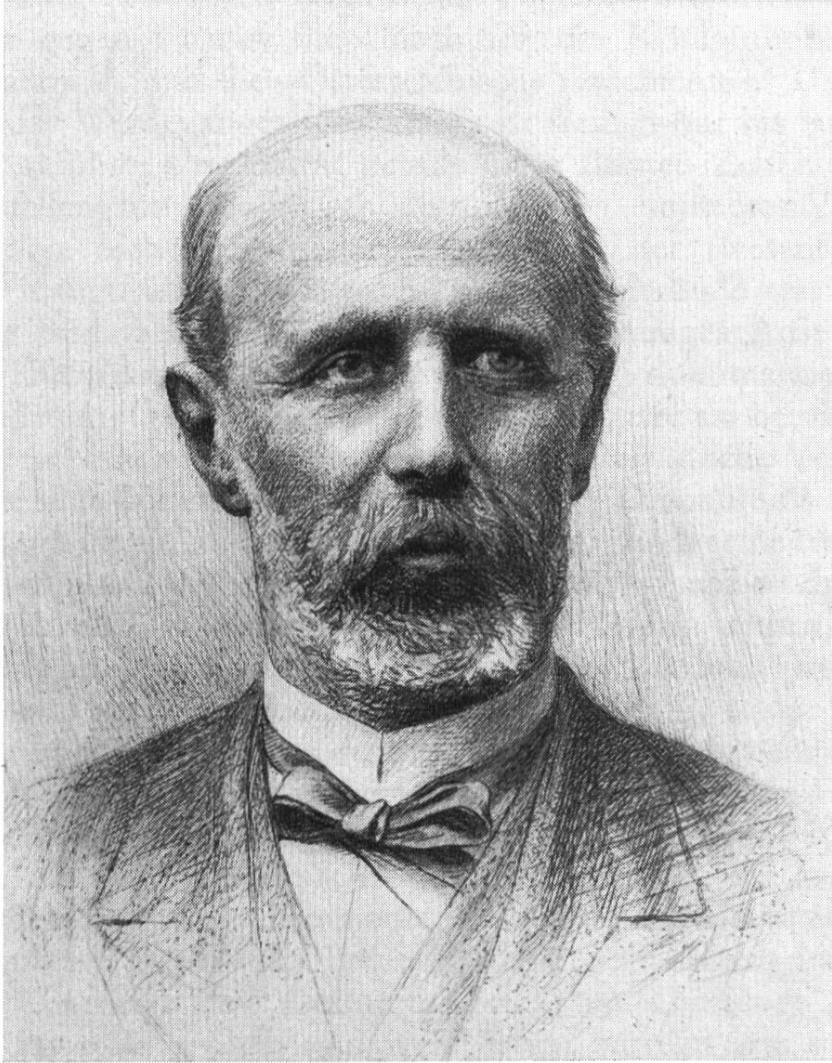
Wer sind diese Meister geschichtlicher Forschung, die bei Büdinger lernten? Gerold Meyer von Knonau, Wilhelm Oechsli, Karl Dändliker, Johannes Dierauer, Paul Schweizer – es ist ein Schülerkreis, der es rechtfertigt, dem Lehrer ein besonderes, gesteigertes Interesse entgegenzubringen.

Die Biographie dieses Mannes spiegelt ein gutes Stück Gelehrten – und Wissenschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts. 1828 als Sohn eines Schulmeisters geboren, warf er sich schon als Gymnasiast mit hohem Ernst und ganzem Fleiss auf Geschichte und alte Sprachen, jene Bildungsgüter, die dem Bürgertum seines Jahrhunderts so besonders nahe standen. «Ostern 1847», so schreibt Büdinger<sup>4</sup>, «bezog ich die Universität Marburg. Dort stand ich unter meines Veters Rubino Spezialleitung für Philologie und Antiquitäten, trat in Bergks philologisches Seminar ein, nahm an allen Kollegien und Übungen Sybels teil . . . Nach dem Ableben meiner Mutter (Juli 1848) ganz vereinsamt, bezog ich Herbst 1848 die Universität Bonn, um Ritschl und Welcker zu hören, wie ich dann auch dort in das philologische Seminar trat und besonders um Studien des Arabischen . . . unter Freitag, der damals für den besten Kenner galt, fortzusetzen. Sybel wünschte mit Hilfe dieser Studien von mir eine Geschichte des 2. Kreuzzuges. Schon nach einem halben Jahr verliess ich Bonn wieder, um mich ganz Rankes Führung hinzugeben. In Berlin studierte ich von Ostern 49 bis Ostern 51 . . . hörte jedoch nur Kollegien bei Ranke, Boeckh und Lachmann, an deren sämtlichen Seminarübungen ich teilnahm. Im Sommer 51 promovierte ich pro venia docendi mit der Schrift «Über Gerberts wissenschaftliche und politische Stellung» in Marburg, siedelte im Herbst 1851 nach Wien über...»

In Wien, so hoffte der junge Doktor, würde im Zuge der Universitätsreformen für ihn die Möglichkeit des Aufstiegs in der akademischen Laufbahn gegeben sein. Eine Erwartung, die sich nicht

<sup>3</sup> J.R. de Salis, L'histoire générale usw. in: R. Feller, Die schweizerische Geschichtsschreibung im 19. Jh. 1939, 191.

<sup>4</sup> In einem Brief an Theodor Sickel vom 29.2.1872, Sickel-Nachlass, Institut für österreichische Geschichtsforschung, Wien.



*Dr. Max Büdinger.*

erfüllen sollte. Für die wissenschaftliche Entwicklung Büdingers ist dieses Jahrzehnt in Wien, von 1851 bis 1861 dennoch wichtig geworden: in diese Zeit fallen die wissenschaftlichen Anfänge – erste Aufsätze also, kleinere Vorträge, Rezensionen – und jene Arbeiten, die seinem Namen fortan weithin Beachtung sichern sollten: die Beiträge zum berühmten böhmischen Handschriftenstreit, in denen Büdinger gegen Palacky die Unechtheit der Königinhofer Handschrift nachwies und die «Österreichische Geschichte».<sup>5</sup> Diese Darstellung des Werdeganges Österreichs ist freilich nur bis zum Jahre 1058 fortgeführt; aber darin: gerade diese ältesten Zeiten auf breiter Quellengrundlage zu schildern, lag ein eminentes Verdienst.

Und diese Sicherheit in der Handhabung der (wesentlich von Niebuhr inaugurierten) historisch-kritischen Methode war es denn auch, die Büdinger in der «Historikerzunft» einiges Ansehen verschaffte. Hinzu kam eine Gabe der Darstellung, dokumentiert in der unvollendeten «Österreichischen Geschichte», wie sie bei deutschen Historikern nicht so häufig anzutreffen war. Persönliche Verbindungen hatte sich Büdinger gerade während des Dezenniums in Wien, im Kreis um die Buchhändlersfamilie Gerold, durch seine freundlich-entgegenkommende Art ohne Mühe geschaffen – und so darf man's unter all diesen Umständen denn nicht einen Zufall nennen, dass bei den Überlegungen um die Neubesetzung des Zürcher Ordinariates 1860/61 auch sein Name fiel.

Es war in der Tat so, wie der aus der Schweiz stammende, damals in Wien lehrende Literaturhistoriker Franz Pfeiffer an einen Freund in Zürich schrieb:<sup>6</sup> Unter den jüngeren Historikern stehe Büdinger an 1. Stelle, seine «Österreichische Geschichte» sei für die österreichische Historiographie epochemachend. Er sei bescheiden, ernst, treu und aufopfernd gegen seine Freunde, tüchtig, zuverlässig und ehrenwert in Charakter und Gesinnung. «Ich bin überzeugt, dass die Zürcher ihn bald so lieb und wert halten würden wie wir hier.»

Auch andere haben sich damals eingesetzt, um ihrem Freund Büdinger die Position in Zürich als Nachfolger des nach Jena «abgewanderten» Wilhelm Adolf Schmidt zu sichern: der Wiener Slavist Franz Miklosich und Heinrich von Sybel. Als Büdinger dann auch wirklich die Berufung erhielt, war niemand glücklicher als er: «Ich

<sup>5</sup> Vor allem der Aufsatz: Die Königinhofer Handschrift und ihre Schwestern, *Hist. Zeitschr.* 1, 1859, 127. Die «Österreichische Geschichte bis zum Ausgang des 13. Jahrhunderts, I. Bd.» erschien 1858.

<sup>6</sup> Brief im Staatsarchiv Zürich U 109b/1/19.

sehe mich», so schrieb er an den kantonalen Regierungsrat,<sup>7</sup> «durch die Übernahme der historischen Professur an Ihrer Universität zu eben der Wirksamkeit berufen, welche mir immer als die wünschenswerteste erschienen ist und in der ich Erspriessliches zu leisten hoffe».

Für Büdinger war das erste Kolleg an der Zürcher Universität – Geschichten des Mittelalters, fünfständig – das erste Auftreten als akademischer Lehrer überhaupt. Kein Wunder, dass er so ausführlich über die ersten Vorlesungen, über die Zuhörerzahlen, über die offizielle Antrittsrede, in den Briefen an die Freunde berichtet. Die Freunde: damit ist vor allem der Wiener Kreis vom Salon Gerold gemeint, Rosa von Gerold selbst, eine sehr belesene Dame, mit Büdinger eng befreundet, dann ihr Mann Moriz, Besitzer der bedeutendsten österreichischen Verlagsbuchhandlung, und jene zahlreichen Gelehrten, die in fester oder lockerer Verbindung zum gastfreien Hause Gerold standen.<sup>8</sup> 15 Briefe Büdingers an Rosa von Gerold sind erhalten, sie stammen sämtlich aus der Zürcher Zeit des Mannes und geben ein anschauliches Bild vom akademischen Leben in der Limmatstadt.<sup>9</sup> 14 dieser Briefe sind im folgenden erstmals veröffentlicht; der 15., in Besançon während einer Reise geschrieben, handelt nicht von Zürcher Dingen und ist daher kaum von Interesse. Das zuletzt Gesagte trifft auch zu auf viele Briefe, die Büdinger von Zürich aus an Theodor Sickel, den grossen Urkundenforscher in Wien geschrieben hat: sie handeln meist nur von gemeinsamen Wiener Freunden, von Berufsangelegenheiten, allzu Privatem . . . So konnte gerade von den Briefen an Sickel nur ein Teil publiziert werden.<sup>10</sup>

<sup>7</sup> Staatsarchiv Zürich U 109b/1/19.

<sup>8</sup> Siehe über Carl, Moriz und Rosa Gerold das Österr. Biogr. Lexikon I; ferner über Rosa v. Gerold (1929–1907) und ihren Wiener Salon eine Wiener Diss. von J. Gegendorfer, 1948.

<sup>9</sup> Sämtliche 15 Briefe in der Wiener Nationalbibliothek, Autographensammlung Nr. 270/48. In der vorliegenden Edition mussten Kürzungen vorgenommen werden, da Büdinger oft sehr weitschweifige Ausführungen über gemeinsame Wiener Freunde bringt, Grüsse an diesen und jenen bestellt, nach seinen Verwandten fragt usw. – hier aber soll es darauf ankommen, Büdingers Zürcher Eindrücke bekannt zu machen. Die Orthographie wurde bei sämtlichen publizierten Briefen auf den heutigen Stand gebracht.

<sup>10</sup> Büdingers Briefe an Sickel, für die Jahre 1861–72 sehr spärlich, liegen sämtlich im Sickel-Nachlass, Inst. für österr. Geschichtsforschung, Wien. Die erhaltene Korrespondenz ist zudem lückenhaft. Die Gegenbriefe (Sickel an Büdinger) sind verloren, ebenso wie im Fall der Korrespondenz Rosa von Gerold-Büdinger. Der Band: Sickel, Denkwürdigkeiten, bearbeitet von W. Erben, 1926, bringt nur drei, nicht sehr ergiebige Briefe Büdingers aus Zürich an den Wiener Freund, sie sind hier nicht noch einmal aufgenommen.

Das Gesamtbild, das sich aus dem hier Veröffentlichten ergibt, ist reizvoll genug: die kleinen, beschaulichen Verhältnisse an der Zürcher Universität treten ebenso lebhaft vor unsere Augen wie die tägliche Arbeit dieses «deutschen Wieners an der Limmat», Max Büdingers. Dass er ein Mann mit scharfer Beobachtungsgabe war – die Leser dieser Briefe werden's gerne bestätigen. Aber ebenso gewiss ist auch, dass er vieles einseitig sah, vom Standpunkt dessen, der aus der gesellig-beschwingten Atmosphäre Wiens kommend, sich nur schwer an schweizerische Eigenart gewöhnen kann. Ein Kritikaster, wie der eine oder andere Deutsche, der mit dem damals gewiss noch engen Lebenskreis an der Limmat unzufrieden war, ist Büdinger aber doch nicht geworden – nur aus den ersten Briefen klingt Spott; später, 1870, hat Büdinger die Schweiz und Zürich, hat er vor allem die Anteilnahme des Eidgenossen an den gemeinsamen öffentlichen Angelegenheiten besser würdigen können. Wer Mommsens Briefe aus Zürich kennt, oder die des Juristen Alfred Boretius<sup>11</sup>, für den sind die Büdingerschen Schreiben nach Wien gerade durch den Vergleich aufschlussreich – wie vieles lässt sich aus diesen Briefen, so wenige es auch sind, auf die Verfasser schliessen! So mögen denn auch die nachfolgend abgedruckten Schreiben neue Schlaglichter werfen: auf die geistige Gestalt dieses Universalhistorikers Max Büdinger, der für die historischen Studien in Zürich die Bedeutung eines grossen Wegbahners hat<sup>12</sup>, und zugleich auf das akademisch-gesellschaftliche Leben Zürichs – damals, vor hundert Jahren.

<sup>11</sup> Über Mommsens kritische, häufig ungerechte Beurteilung des zürcherischen Lebens vgl. E. Meyer, Th. Mommsen in Zürich, in: Schweizer Beiträge zur allgem. Geschichte, 12, 1954, 99ff. ferner: Gagliardi-Nabholz-Strohl, Die Universität Zürich 1833–1933 usw. 1938, 488ff. Auch über Boretius (1836–1900), der 1868–1871 in Zürich wirkte, vgl. Gagliardi, ferner: A. Boretius, ein Lebensbild in Briefen, herausgegeben von Agathe Boretius, 1900.

<sup>12</sup> In Gagliardi-Nabholz-Strohls Universitätsgeschichte wird Büdinger oft und ehrenvoll genannt: S. 480, 487, 506, 543, 604ff, 611, 667f, 712, 716, 727, 731f, 745, 826, 863, 877. Als Lehrer hat Büdinger mannigfache Anregung gegeben, auf ihn geht recht eigentlich das histor. Seminar an der Univ. zurück. Genannt seien auch einige seiner Schriften aus der Schweizer Zeit: Über Darstellungen der allgem. Gesch. (HZ 7, 1862), über die Entstehung des Königr. beider Sizilien (HZ 8, 1862), Skizzen zur Gesch. päpstl. Machtentwicklung (HZ 12, 1864). Vom Bewusstsein der Kulturübertragung (Rektoratsrede Zürich 1864). Von den Anfängen des Schulzwanges (Rektoratsrede 1865). Älteste Denkmäler der Zürcher Literatur, 1866, Wellington, ein Vortrag, 1869, und fünf weitere kleinere Arbeiten.

Aus Zürich am 24. September 1861 an Rosa von Gerold:

«... Hier beginne ich nun allmählich meine Umgangskreise zu bilden aus sonst ziemlich scharf geschiedenen und disparaten Elementen. Soll ich Ihnen mit einem Worte zum Schlusse sagen, was ich jetzt von meiner hiesigen Stellung denke: dass ich für Zürich passe und Zürich für mich – und so lässt sich mit Gottes Hilfe eine gute Ehe erwarten . . .»

Aus Zürich am 6. Oktober 1861 an Rosa von Gerold:

«... Meine Überzeugung von Geschick und freiem Willen ist die, dass Gott die grossen Wendungen im Einzelleben so bestimmt, wie es dem allgemeinen Gange der Dinge am entsprechendsten ist. Wie weit der Einzelne sich durch Leidenschaft oder Einsicht innerhalb dieser Grenzen gut oder schlecht bettet, das ist seine Sache. Wer hätte auf Erden vollkommenes Glück oder eben das vollkommen gefunden, was ihm als Glück erscheint: es kommt darauf an, für einen ausser uns stehenden Zweck das uns gewordene Los möglichst nützlich zu verwerten . . . Die letzte Woche hat mit der ersten Vollendung meiner Antrittsvorlesung ein paar Gesellschaften gebracht, davon eine bei meinem Kollegen von Wyss echt zürcherisch: guter einheimischer Wein, Gespräch über heimische Dinge und Wissenschaften, die Konversation in Züridütsch oder französisch, nur eine Zeit lang konnte ich das schriftdeutsche Fahrwasser aufnötigen. Was gesprochen wurde, war natürlich, wie immer bei den Schweizern, nüchtern und sachgemäss. Soviel Geographie habe ich nun gelernt: der Parnassus liegt nicht in den Schweizeralpen . . .»<sup>13</sup>

Aus Zürich am 14. Oktober 1861 an Rosa von Gerold:

«... Was die gesprächige Witwe, meine Tischnachbarin betrifft, so ist dieselbe nun seit einer Woche abgereist: sie gehört zu einer Gattung Frauen, mit denen sich über alles in nichtigen, und über nichts in allen Redensarten sprechen lässt und die man vergisst, sobald das Gesicht verschwunden ist . . . Sie war mit Moleschott befreundet, zu dem sie recht wohl passt, beinahe so gut wie dessen

<sup>13</sup> Georg von Wyss, Professor der Schweizergeschichte an der Universität Zürich, lebte 1816–1893.



Frau – ein geschäftig Mainzer Blut. Moleschott geht nach Turin, wohin ihn ein ehemaliger neapolitanischer Flüchtling, den er im Schwan am Mühlbach kennen gelernt, der jetzige königl. italienische Unterrichtsminister De Sanctis, mit 8000 frs. Gehalt und ebensoviel eventuellem Kollegiengehalt gerufen hat. Moleschotts Weggang ist mir, da er ein sehr angenehmer Gesellschafter ist, sehr leid; mir hatte er übrigens so grosse Zärtlichkeit gezeigt, dass ich immer misstrauischer wurde und zu einem anderen als Sozietätsverkehr doch nie gekommen wäre.<sup>14</sup> – Noch bade ich täglich im See; der Herbst ist auch hier überaus prächtig, die Abende meist warm wie Anfang Mai. Das gibt denn bei der jetzigen Weinlese um so tolleres Treiben auf den Strassen. «Die Zürcher», sagte jemand, ‚sind nur einmal im Jahr poetisch und dann sind sie betrunken: wenn sie Suser trinken‘ (d.h. gärender Most, Sauser). Neulich begegnete mir ein stämmiger Bursche arg taumelnd: der trällerte unzählige Male: ‚Ich bin ein freier Schwitzer, ja‘ und imponierte mir mit seinem urfreien Gefühle. – An dem Physiker Clausius<sup>15</sup> habe ich eine sehr angenehme und bedeutende Bekanntschaft gemacht, aus der sich eine Art Ersatz für Siegel<sup>16</sup> entwickeln könnte: er lebt auf eine Art von grossem Fusse; das will natürlich mit Zürcher Masstab gemessen sein. – Meine Antrittsrede liegt samt Anmerkungen beendet schon mehrere Tage im Pulte. Unter energischer Arbeit ist sie doch nach Inhalt und Titel zu etwas ganz anderem geworden, als ich dachte: ich halte sie statt am 19. – weil noch wenige Studenten da sind – am 23. Sie wird übrigens sofort hier als akademische Schrift gedruckt. Seit langem ist es doch wieder einmal eine Arbeit, die bei voller Gesundheit entworfen und beendet wurde, und in der ich wie mit erneuter Kraft manche Idee niederlegen konnte, die ich lange mit mir trug. Am 26. halte ich einen anderen Vortrag in der antiquarischen Gesellschaft, zunächst über eine Handschrift, aber ich schliesse Allgemeineres an, so dass auch Sie ihn lesen können. Mein Hirn ist mit Arbeitslust und Arbeitsplänen, die sich rasch folgen müssen, erfüllt. Wie oft denke ich an das Wort meines edlen und unvergleichlichen Siegel, dass hier ein neues Leben für mich beginnen werde. Das wolle Gott! Denn in Wien geriet mein Inneres in wahren Verfall und ich wäre zuletzt völlig erschlaft . . .»

<sup>14</sup> Jakob Moleschott, Physiologe, 1822–1893.

<sup>15</sup> Rudolf Clausius, Physiker, 1822–1888.

<sup>16</sup> Heinrich Siegel, 1830–1899, Rechtshistoriker an der Universität Wien.

Aus Zürich am 19. Oktober 1861 an Rosa von Gerold:

«... Das merkwürdigste Ereignis der letzten Tage aus Zürich ist ohne Zweifel der Ruf, welchen Herwegh<sup>17</sup> als ord. Professor der allgemeinen und vergleichenden Literaturgeschichte an die Universität von Neapel erhalten hat... Nun erfreut sich Herwegh hier allseitiger und gründlicher Verachtung, steckt tief in Schulden und was schlimmer ist, in unsäglicher Faulheit: wie er sich aus all der Misere zu einem ordentlichen Menschen ermannen wird, das ist die Frage, die sich hier niemand zu beantworten getraut. – Eben komme ich von meinem Spaziergang zurück (nach 7 Uhr abends), den ich jetzt bei dieser Pracht der Vollmondnächte immer nach Sonnenuntergang mache, meist allein, zuweilen mit Adolf Fick<sup>18</sup>: den Genuss der besten, reinsten Luft und der Beobachtung der zahlreichen von ihrem Tagewerke heimkehrenden Arbeiter und Bauern habe ich da vereinigt: zuweilen hört man wohl auf der Landstrasse singen, aber – wenn nicht Suserselige flanieren – es sind bei näherer Betrachtung fast ausnahmslos Deutsche, Handwerker, Polytechniker, Studenten, welche sich so die Zeit vertreiben; die Eingeborenen gehen schweigend oder in ernsten Gesprächen – bei den Maschinenarbeitern oft genug über Gegenstände der Fabrikation; – Geld spielt auch in diesen Ablagerungen von Schweizerphantasie eine grosse Rolle; aber noch habe ich über Gegenstände des Genusses von diesen Vorübergehenden keine Äusserung gehört: nüchterner kann ein Volk kaum sein. – Und so sind auch die gebildeten Leute höchst verständig, redlich, wissbegierig – in der Gesellschaft aber doch verzweifelt langweilig: das demokratische Nivellement hat die Geister glatt geschoren, dass sie nun aufmarschieren können wie ein altpreussisches Regiment, und keiner viel schlechter oder besser als sein Nebenmann, und jeder mit seinem Zopf. Deutsche und Schweizer Familien sieht man in Gesellschaften... nie vereinigt: die Deutschen, welche Schweizerinnen geheiratet haben, leben ausschliesslich mit einer der beiden Landsmannschaften. Diese Bemerkung gilt natürlich auch von den Professoren, unter welchen die Kollegialität durchaus keine Ausgleichung dieser scharf geschiedenen Kreise hervorbringt: nur mein Junggesellentum gestattet mir den

<sup>17</sup> Georg Herwegh, 1817–1875, Dichter, Verfasser der «Gedichte eines Lebendigen».

<sup>18</sup> Adolf Fick, 1829–1901, mit Büdinger von Kassel her, dem Geburtsort beider Männer, befreundet; Physiologe.

Zutritt in die schweizerische. Die Gesellschaften meiner deutschen Kollegen und Landsleute sind völlig von der in denselben Kreisen überall üblichen Weise: da Konversation die einzige Unterhaltung bieten soll, so hängt das meiste von der Dame ab, neben welcher man bis zur genau eingehaltenen Mitternachtsstunde sitzt, eben da zeigt sich aber beträchtliche Stoffleere und zwar wesentlich in Folge der kleinen Stadt und Verhältnisse. Fast ausnahmslos gedenkt jede ihrer heimischen Zustände als unendlich liebenswerter. Dazwischen lässt etwa ein baumstarker sächsischer Flüchtling mit einer Stentorstimme seine entscheidende Meinung über Sternenlauf und Konditorwaren vernehmen; ein unbeschäftigter Journalist setzt mit einem Wortschwall auseinander, dass ihm vor lauter Arbeit Denken und Reden unmöglich werde oder mein Freund Adolf stellt eine Behauptung von so absurder Art auf, dass er erwarten kann, jeder ärgert sich darüber noch am folgenden Morgen . . .»

Aus Zürich am 24. Oktober 1861 an Rosa von Gerold:

«Gestern ist denn also, meine verehrte Freundin, die Antrittsvorlesung glücklich vonstatten gegangen. Die Professoren und Dozenten hatten sich im Versammlungszimmer zahlreich eingefunden, etwa 30 an der Zahl, von da ging der Zug über die grosse Treppe der Kantonsschule – deren Aula auch der Universität dienen muss, bis das neue Gebäude derselben fertig ist – unter Vortritt des Pedellen mit dem Stadtwappen auf der Brust, im übrigen in Balltoilette, nach dem Saale. Rektor (Osenbrüggen) und philosophischer Dekan (von Wyss) nahmen mich in die Mitte, die philosophische Fakultät, dann die theologische, juristische, medizinische folgten. Nachdem wir alle eingetreten waren, und das etwa 80 Köpfe zählende Publikum (ich glaube, dass es nicht mehr waren, obwohl die Leute meinten, es sei sehr voll gewesen) Zeit gewonnen hatte, unsere respektiven Längen zu messen, gab mir der Rektor mit stummer Verbeugung und entsprechender Handbewegung das Zeichen, das obere Katheder zu besteigen. Mehrere und auch ich hatten eine kleine Anrede erwartet; doch verlor der Hergang auch so nicht viel von seiner Würde. Hier auf liess ich mein Mundwerk 50 Minuten lang spielen: der Rektor begrüßte, nachdem ich herabgestiegen war, die anwesenden Mitglieder der Regierung und dann setzten wir uns in der früheren Ordnung wieder nach unserem Versammlungszimmer in Bewegung.

Dort empfing ich einige Dutzend Händedrucke und Glückwünsche und war froh, auch diese Förmlichkeit überstanden zu haben . . . »

Aus Zürich am 1. November 1861 an Rosa von Gerold:

« . . . Am 26. habe ich den Ihnen angezeigten Vortrag über eine Zürcher Handschrift des Geschichtsschreibers Otto von Freising in der antiquarischen Gesellschaft gehalten. Meine Antrittsrede, welche die Zeitungen mit mehr oder weniger abgeschmackten Ruhmesprädikaten ausposaunt hatten, veranlasste eine grosse Zahl von Zuhörern, sich einzufinden. ‚Unser Lokal‘, sagte mir der Präsident Keller,<sup>19</sup> ‚ist noch nie so besucht gewesen‘. Ein Glück, dass ich mich sorgfältig durch genaue schriftliche Aufzeichnung vorbereitet hatte. Denn da ich in dem niedrigen und ohnehin heissen Lokale der ehrsamten Bäckerzunft, zum Wecken‘, wo die antiquarische Gesellschaft tagt, unter dieser Masse von Menschen reden musste, so hätte ich mich wahrscheinlich in lauter Albernheiten verloren. So aber ist die Sache auf das befriedigendste abgelaufen und hat mir allem Anscheine nach hier eine gesicherte Stellung gegeben. Was die Hauptsache ist, ich glaube in der betreffenden Frage etwas Richtiges gefunden zu haben. Mit meinen Vorlesungen an der Universität wollte es anfangs mit den Zuhörern nicht recht gehen. ‚Sie können froh sein‘, sagte Städeler<sup>20</sup>, ‚wenn Sie ein Kolleg mit 4 Leuten zusammenbringen, hier überwiegt das Brotstudium durchaus‘. In der Tat hatte ich vor meiner Antrittsrede 1, sage einen Zuhörer, und der ist ein entschiedener Trottel. Bis zum 26. hatten sich 7 gemeldet, und an diesem Tage begann ich mein Hauptkolleg über Mittelalter; jetzt habe ich nach 5 Stunden bereits 18 eingeschriebene Zuhörer und darf noch etwa 10 weitere erwarten, welche seit gestern kommen. Zugleich haben sich für mein kleineres Kolleg, das ich am Dienstag beginne, 7 im voraus angemeldet, für die historischen Übungen 5, so dass alles in flottem Zuge ist; insbesondere freut mich das letztere, die Übungen, da ich den Leuten erklärt habe, dass ich viel und strenge Arbeit von ihnen verlange. – Von viel übriger Zeit ist, wie Sie denken können, jetzt nicht bei mir die Rede; wenn ich nicht arbeite, schlafe

<sup>19</sup> Ferdinand Keller, 1800–1881, Entdecker und Auswerter prähistorischer Gräber, Interpret der Pfahlbautenfunde in den Schweizer Seen. Vgl. Largiadèr, Hundert Jahre Antiq. Gesellschaft in Zürich 1832–1932, 1932.

<sup>20</sup> Georg A. K. Städeler, 1821–1871, Professor für analytische Chemie an der Universität Zürich 1853–1870.

oder esse, so gehe ich spazieren oder mache Zimmergymnastik, die ich überaus heilsam gefunden habe . . .»

Aus Zürich am 16. November 1861 an Rosa von Gerold:

« . . . Meine Vorlesungen dienen mir statt aller Freuden dieser Welt und ersetzen sie mir reichlich: sie sind die angenehmsten Stunden meines Tages und ich sehe erst jetzt, wie völlig ich nun in mein Lebenslement gekommen bin. Die Zuhörerzahl hat sich nur auf 23 und 12 gehoben: eifrigere Studenten kann ich mir aber nicht wünschen. – Von kommender Woche an beabsichtige ich alle 14 Tage kleinere Gesellschaften bei mir zu versammeln, auch den einen oder anderen Studenten zuzuziehen. – Eine hiesige Burschenschaft von Schweizern hat mich auf übermorgen zu ihrem Kommers geladen, den ich auch besuchen werde: den letzten habe ich in Kassel 1851 mit Altersgenossen durchgemacht, die wie ich in den letzten 1–4 Jahren die Universität verlassen hatten. Es wird mir sonderbar zu Mute sein, unter so ganz veränderten Verhältnissen die gewohnten Klänge wieder zu hören . . . Schreiben Sie doch nicht mehr ‚deutsch‘; es ist sprachlich unmöglich, wenn Sie nicht auch ‚ter‘, ‚teuten‘ schreiben wollen, und sachlich drückt es keine stärkere Empfindung aus als deutsch . . . Von heute an bestimme ich mir täglich eine kleine Zeit zum Briefschreiben, um den Genuss des Verkehrs mit Freunden in meiner hiesigen schönen Einsamkeit nicht zu verlieren...»

Aus Zürich am 29. November 1861 an Rosa von Gerold:

« . . . Mit meinen Vorlesungen geht alles auf das Schönste: meine Jungen – auch ein paar Alte sind darunter – zeigen grösseren Fleiss, als ich je auf der Universität besessen und sind sichtlich dankbar. Aus den historischen Übungen haben die, welche nicht so viel arbeiten wollen oder können als ich verlange, sich zurückgezogen, so dass ich nur zwei übrig behalten habe, die aber auch exemplarischen Fleiss entwickeln. Die beiden Stunden am Samstag Nachmittag, in welchen ich sie bei mir habe, vergehen uns rasch genug. Von sog. Amusements halte ich mich ferne und begnüge mich gelegentlich mit einem Stosseufzer nach den fröhlichen Wiener Stunden, auch meine eigenen Gesellschaften habe ich noch vertagt . . .»

Aus Mühlhausen im Elsass (Büdingen, unterwegs nach Besançon, besucht in Mühlhausen einen Freund) am 20. Dezember 1861 an Rosa von Gerold:

«... Heute Abend gegen sechs Uhr hoffe ich in Besançon einzutreffen, wo ich bis zum Freitag oder Sonnabend zu bleiben gedenke. Montag, den 30. d.M. will ich wieder in Zürich sein, um meine Rathausvorlesung ‚über die Entstehung des Königreiches beider Sizilien‘ noch vor Wiederbeginn der Vorlesungen am 6. Januar auszuarbeiten... PS: Temperatur: 4 Grad unter Null; Tisch: wackelig; Feder: gerissen; Gesundheit: gut; Wein: schlecht...»

Aus Zürich am 31. Dezember 1861 an Rosa von Gerold:

«... Ich bin bei Eschenburgs<sup>21</sup>, meinen lieben Nachbarn, in gut hessischem Kreise... Heute abend (Silvesterabend) wird meine schöne Landsmännin, Frau Eschenburg, bei mir die Wirtin vorstellen und die Gesundheit des ihr unbekanntes Hauses Gerold ausbringen...»

Aus Zürich am 2. Februar 1862 an Rosa von Gerold:

«... Jetzt bin ich wirklich mit vielerlei oder genauer gesagt viererlei Arbeit ganz verstrickt. Am meisten gibt mir für die nächsten Wochen meine Rathausvorlesung zu denken: der Stoff ist gross und ich habe noch nicht die Handhaben zu seiner Bewältigung gefunden; doch soll das Ding am 27. des Monats gehalten sein. Meine Antrittsrede ist nun gedruckt, wie mir aus Bonn geschrieben wird... Auch die Vorlesung, die ich jetzt zu halten habe, soll in der historischen Zeitschrift erscheinen. – Der Januar hat mir viele, fast zu viele Gesellschaften gebracht, darunter auch ein paar recht heitere, und meine verbesserte Gesundheit gestattet mir jetzt, der Arbeit unbeschadet, auch der Geselligkeit zu leben...»

Aus Zürich am 25. Februar 1862 an Rosa von Gerold:

«... In der Tat waren die letzten Wochen Zeiten so angestrenzter Arbeit, dass ich noch vor Jahresfrist physisch unfähig gewesen wäre, sie zu überstehen. Neben meinen Kollegien, welche gegen den Schluss besondere Aufmerksamkeit und wohlgeordnetes Zusammendrängen des Stoffes erfordern, lag die Vorlesung für das so-

<sup>21</sup> Hermann Behn-Eschenburg, 1814–1873, Prof. der Anglistik an der Universität Zürich und an der ETH 1851–1872.

nannte gebildete Publikum, ein Vortrag in der antiquarischen Gesellschaft, die Durchsicht von 13 Examensarbeiten von Kandidaten des Pfarr- und Gymnasiallehramtes zu nicht geringer Beschwerde ob. Die Rathausvorlesung (über das Königreich beider Sizilien) hat über eineinhalb Stunden gedauert, die überwiegende Mehrzahl fand dieselbe viel zu lang und entsetzlich langweilig, ein kleiner Teil fand, dass alles schon in Schlossers Weltgeschichte stehe und ein dritter noch kleinerer war befriedigt. Ich habe Grund, mit diesem Ergebnis zufrieden zu sein. Auch ein Vortrag in der antiquarischen Gesellschaft ‚zur Sagengeschichte des 10. Jahrhunderts‘ wird Sie vielleicht interessieren. Er schien ungeteilten Anklang zu finden . . . Leben Sie nur ein Tausendstel so wohl als ich es Ihnen wünsche, so geht es Ihnen noch ganz erträglich . . .»

Aus Zürich am 19. März 1862 an Rosa von Gerold:

« . . . Die letzten Wochen haben zwei Festessen gebracht, das eine für den Juristen Dernburg, der nach Halle geht, das andere für den Mathematiker Dedekind vom Polytechnikum, der an eine Halbuniversität seiner Vaterstadt Braunschweig geht . . . Das Festsouper für Dernburg im Hotel Bellevue verlief etwas kühl, ausser den unentbehrlichen, unvermeidlichen 3 Toasten auch in oratorischer Beziehung mager. Die Studentendeputierten, für welche man 4 Plätze reserviert hatte, erschienen nicht, weil Corps und freie Verbindung sich einmal wieder in gegenseitigen Verruf erklärt hatten und ihre Abgeordneten also nicht an einem Tisch essen dürfen . . . Das Festessen für Dedekind – mit welchem ich den grössten Teil des Winters zusammen gegessen habe, ein feiner Kopf und sehr honetter Mensch – hatte dagegen seine recht interessanten Seiten: es mangelte nicht an wahr empfundenen und mit Laune vorgetragenen Trinksprüchen: die Speisen (im Hotel Baur) liessen wenig zu wünschen übrig; man hatte mich neben den Präsidenten des eidgenössischen Schulrates, gleichsam den Unterrichtsminister der Schweiz gesetzt, der wie ein absoluter Monarch sein Departement verwaltet.<sup>22</sup> Ein Mann von Lewinskys (des Sektionschefs in Wien) Statur und lebensfroh wie dieser, aber ein sparsamer Familienvater: aus seinem brutalen Bauerngesicht voll Selbstzufriedenheit leuchten, von kleinen Augenbrauen beschattet, ein paar kleine, sehr scharf durchdringende Augen. Ich

<sup>22</sup> Karl Kappeler, 1816–1888, Schulratspräsident 1857–1888.

habe seine Zuneigung durch ein besonderes unhöfliches Benehmen gegen ihn gewonnen. ‚Sehen Sie‘, sagte er mir nun in mitteilsamer Weinlaune, ‚Dedekind hat unsere jungen Leute anfangs ganz falsch, wie die Fürsten, behandelt. Grob muss man gegen die Schweizer sein, sonst haben sie keinen Respekt‘ . . . Am Dienstag hatte ich dann wieder in der Frühe vier Examina mit dem allerkläglichsten Resultat. Sie glauben nicht, wie peinlich diese ganze Prüfungsgeschichte für mich ist: Leute wissenschaftlich malträtieren zu müssen, die höchstens vielleicht gute Zollwächter abgegeben hätten, ist doch eine harte Aufgabe. Und das verwünschte Mitleiden kommt nur zu oft mit der Gerechtigkeit in widerwärtigen Konflikt. Ich bin eben jetzt mit einer Denkschrift in meinen Gedanken beschäftigt, um den ganzen Trödel gründlich zu verändern . . . Am Montag ist hier ‚Sechseläuten‘, ein grosses Frühlingsfest, dessen Beschreibung Sie erhalten sollen; es finden dabei Umzüge und Festessen statt; ich bin von Wyss zu dem der Schuhmacherzunft geladen worden, in welcher sich dermalen nur ein Schuster (des Namens wegen) sonst aber reiche Seidenhändler, Rentiers und ein paar Junker befinden . . .»

Aus Hanau (dem Heimatort von Büdingers Braut) am 1. Januar 1863  
an Rosa von Gerold:

«Darf ich Ihnen, meine treue, liebe, verehrte Freundin, eine junge Dame als meine Braut vorstellen, von der ich nur wünsche, dass sie Ihnen, wenn Sie dieselbe kennen lernen, eine warme Freundin werden möge?<sup>23</sup> Eben das, was ich mir wünschte, was äusserlich manchen nichts so Grosses erscheinen mag, was mir als das Einzige gilt, wodurch mir häusliches Glück erblühen könnte – eben das scheinen mir wenig verdienterweise freundliche Götter gewährt zu haben . . . Sie waren mir nie unwahr und ich denke, mein junges Glück soll unser altes Verhältnis nicht lockern. In einem echten Herzen haben Pietät, Freundschaft, Liebe weiten Platz nebeneinander: weit entfernt, einander zu absorbieren, steigern sich die Empfindungen nur gegenseitig, wenn mich nicht alles trügt. Das soll sich hoffentlich auch Ihnen und Moriz gegenüber bewähren . . . Meine Zürcher Stellung, die eben jetzt amelioriert wird, macht es nötig, das Ge-

<sup>23</sup> Mathilde Canthal, Büdingers Braut und spätere Frau, stammte aus einem hanauischen Kaufmannshaus, sie lebte 1842–1911. Das Ehepaar Büdinger hatte fünf Kinder, die Tochter Hedwig heiratete Büdingers Zürcher Schüler Paul Schweizer (Historiker und sehr verdienstvoller Staatsarchivar).



schehene, das süsse Geschenk des abgesehenen Jahres noch einige Wochen geheim zu halten . . .»

Aus Zürich an den Wiener Slavisten Franz Miklosich (der Brief ist undatiert, er stammt, wie sich feststellen liess, aus dem Jahr 1862)<sup>24</sup>:

« . . . Jetzt kann ich sagen, dass mein hiesiger Beruf für mich und wohl auch ich für ihn passe. Die Kollegien über Mittelalter und ausgewählte Abschnitte der Geschichte des 15. und 16. Jahrhunderts, vornehmlich Konzils- und englische Verfassungsgeschichte, haben mir die erwünschteste Anregung gegeben, und, wie es scheint, auch den überaus fleissigen Zuhörern genützt. Am meisten Freude hat mir persönlich die Leitung der historischen Übungen gemacht, die ich zweistündig gehalten habe und in denen ich Liudprands Antapodosis (natürlich in ausgewählten Partien) kritisch interpretieren liess: die volle Unzuverlässigkeit des Autors, wo er nicht unmittelbarer Augenzeuge war, hat sich als unerfreuliches Resultat ergeben. Von den Arbeiten, die ich machen liess, wird eine, über die Quellen eines französischen Weltchronisten des 9. Jahrhunderts als Doktordissertation erscheinen.<sup>25</sup> – Übrigens haben meine eigenen slav. Studien während des Winters nicht ganz geruht. In einer Abhandlung über die Entstehung des Königreiches beider Sizilien, welche ich Ihnen zusenden will, dürfte die Verwertung von Wladimir Monomachs Unterweisung vielleicht Ihr Interesse erregen. – Meine Verhältnisse zu den Kollegen sind die erwünschtesten, mit dem einen oder anderen haben sich nähere Beziehungen anknüpfen lassen. Ich bedaure, dass A. Schweizer durch übermässige Beschäftigung dem nähern Verkehre so viel entzogen wird . . .<sup>26</sup> Was Land und Volk im allgemeinen betrifft, so brauche ich von dem ersteren wohl nicht erst zu versichern, dass es mir gefällt; das Volk ist leider, wie Sie bemerkten, zu

<sup>24</sup> Der Brief liegt in Wien, Nat. Bibliothek, Autographensammlung, Nr. 133/78

<sup>25</sup> Vgl. die von Büdinger herausgegebenen Untersuchungen zur mittleren Geschichte (mit Arbeiten der Zürcher Schüler), 2 Bände, 1871.

<sup>26</sup> Gemeint ist der Theologieprofessor und Pfarrer Alexander Schweizer, Vater Paul Schweizers. Zu den Schweizers hat Büdinger etwa 1867/1871 doch noch sehr enge freundschaftliche Verbindung aufnehmen können. Auskunft erteilten mir in diesem Zusammenhang liebenswürdigerweise die in Zürich lebenden Kinder Paul Schweizers (Büdingers Enkel), Dr. Rudolf Schweizer und Lily Schweizer.

gescheit, berechnend und ohne Frische; im Verkehre zeigt es sich aber zuverlässig, nach Belehrung begierig. Es ist merkwürdig, wie in diesem republikanischen Lande der freie Schwung der Seelen sich so überaus selten findet . . . Die Stimmung ist hier im ganzen Österreich nicht ungünstig, wozu denn freilich die zunehmende Albernheit der preussischen Regierung ihr Teil beiträgt. Die Sympathien für Frankreich scheinen dagegen in der Schweiz überhaupt in völligem Erlöschen . . .»

Aus Zürich am 24. Mai 1868 an Theodor Sickel:

(Büdinger zeigt die Geburt einer Tochter an und fährt fort:)  
« . . . Von Herzen wünsche ich Dir, dessen Familienliebe und warmes Gemüt ich kenne, die kleinen Sorgen des Emporbringens eines solchen Nachwuchses, wie ihn mir Gott geschenkt hat. Und ich hoffe, dass Du es nicht unzart findest, wenn ich ferner wünsche, Du mögest . . . die Sehnsucht nach diesem bescheidenen Glücke nicht verloren haben . . . Mit Dir betrachte ich auf meinem Schweizerboden das Heranbilden einheimischer Lehrkräfte als meine Hauptaufgabe; aber glaubst Du in der Tat, bei der ungemeinen Schärfe und engen Begrenzung, in welche Du Dein Lehrtalent einzwängst, stets ein genügendes Material von Lernenden zu finden? . . .»

Aus Zürich am 27. Februar 1869 an Theodor Sickel:

« . . . Von Kollegiennot gedrängt, muss ich mich auf weit auseinanderliegenden Gebieten bewegen – was ein Widerspruch bei einem Individuum scheint und doch nicht nur buchstäblich richtig, sondern sogar meiner Natur zusagend und fast notwendig ist. Einen ausführlichen Essay zur neueren Geschichte hat mir Teubner gern übernommen und wirst Du noch im März erhalten . . . Zürich (d.h. der Zustand im Zürcher Professorenkollegium) gleicht einem Taubenschlag: ständiges Kommen und Gehen . . . Bursian geht nach Jena...<sup>27</sup>

<sup>27</sup> Conrad Bursian, 1830–1883, Altphilologe, mit Büdinger befreundet, Verfasser der bekannten «Geschichte der klassischen Philologie in Deutschland» (1883), Professor an der Universität Zürich für klassische Philologie 1864–1869.

Aus Zürich am 27. Mai 1869, fortgeführt am 30. Mai und am 6. Juni 1869 an Theodor Sickel:

(Büdinger berichtet von den Schülerarbeiten, die er, in zwei Bänden zusammengefasst, herausgeben will: den ‚Untersuchungen zur mittleren Geschichte‘:)

«... Ich habe zwei Stücke ganz umarbeiten lassen müssen und fürchte bei einem älteren 3. Stücke, ‚über Gerson in Konstanz‘ gleiches Schicksal... Ich kann meine Epistel erst heute (6. Juni) beenden, an meinem Hochzeitstage, während meine liebe Frau einem Morgenkonzerte beiwohnt, die 3 älteren Kinder unter meinem Arbeitszimmer im Garten springen und das jüngste schläft. Und damit hast Du zu Deiner Beruhigung eine diplomatisch genaue Angabe über das Datum meines Briefes. Zu den Arbeiten meiner jungen Leute zurückzukehren, so habe ich grosse Freude daran, aber meine eigene wissenschaftliche Tätigkeit ist dadurch mehr gehemmt als gefördert, vollends bei der in den hiesigen Verhältnissen liegenden Notwendigkeit, neben einem universalhistorischen Kolleg – in welchem ich etwa 30 Zuhörer aller Fakultäten, hie und da auch einen Mediziner zu haben pflege – ein spezielles für meine junge Historici, deren ich nun schon sechs ziehe, zu lesen. So angenehm mir nun auch meine Übungen und Konversatorien – mit dermalen 14 Teilnehmern – sind, so wirst Du doch leicht entschuldigen, wenn ich literarisch hier so wenig vollende...»

Aus Zürich am 12. März 1870 an Theodor Sickel:

(Sickel, dessen Briefe an Büdinger ja verloren sind, hatte sich in einem Schreiben offenbar zu den gerade aktuellen Fragen des Konzils, vor allem zum Problem der Unfehlbarkeit des Papstes geäußert. Büdinger darauf:)

«... Ich für mein Teil finde die Anschauungen der Infallibilisten durchaus im Interesse des Katholizismus und alle Gegenargumente halb, schwach, den Kern der Sache gar nicht berührend. Die Autorität ist es, durch welche und um welcher willen die katholische Kirche jetzt eine Macht ist: was sie daneben an germanischer Gemütströstung und keltischer Missionslust enthält, darf man für durchaus nebensächlich und für ihren Bestand gleichgültig halten. Vollends

die Annäherungen an den deutschen bibelgläubigen Protestantismus, die jetzt von unseren Landsleuten als Hauptobjekte emporgeangelt werden, halte ich ihr eher entgegengesetzt und widerwillig aufgenötigt als homogen und natürlich entwickelt. Welcher Trost wird aber über die verzweifelnden, kranken oder auch schwachen Seelen kommen, wenn sie die Untrüglichkeit mit Händen greifen und durch Kuss verehren können! Es ist das nachahmungswürdigste Exempel für alle Konfessionen, ich bin nur neugierig, in welcher Weise Judentum und positiver Protestantismus davon Vorteile ziehen werden . . . Die Jesuiten kennen die Gemütsverfassung der ecclesia serviens ganz genau und bringen das neue Dogma, das doch von anderen bei weitem an Verwunderlichkeit schon längst überholt ist, zur rechten und wirksamen Stunde . . . Wir (Mommsen und ich) hobeln jetzt an Schülern gleichmässig, einen besonders tüchtigen habe ich ihm geschickt, den er neben dem historischen auch mit dem antiquarischen Studium bekannt machen will, das ich vernachlässige.<sup>28</sup> Er aber meint, ich solle ihm nur viele schicken, dass sie utriusque werden. Schweizer als geborene Politiker finden sich aber im Ganzen lieber in das Historische und schwerer in das Antiquarische . . .»

Aus Zürich am 1. Juni 1870 an Theodor Sickel:

(Sickel hat seinem Freund Büdinger in der Unfehlbarkeitsfrage anscheinend Leichtfertigkeit des Urteils vorgeworfen. Büdinger «entschuldigt» sich:)

« . . . Viel Schuld daran trägt die Konfessionslosigkeit des hiesigen Staates und einer guten Zahl unter den Kollegen und eine Jh. lange Gleichgültigkeit der Zürcher Bevölkerung gegen das innere Leben der katholischen Kirche . . .<sup>29</sup> Theoretisch bleibe ich aber dabei, dass die jesuitische Anschauung in diesem Falle die einzig konsequente genannt werden muss . . .»

<sup>28</sup> Johann Jacob Müller ist gemeint, der von Büdinger für die Geschichtswissenschaft gewonnen wurde, 1872 Büdingers Nachfolger für das Fach Alte Geschichte an der Zürcher Universität wurde, aber schon 1878 starb.

<sup>29</sup> Büdinger selbst, der in Zürich – nachweislich unter dem Einfluss dort wirkender Theologen wie Schrader, Keim, Schweizer – zum ev. Glauben helv. Konfession hinneigte, liess seine Kinder evangelisch taufen.

Aus Zürich am 10. Oktober 1871 an Theodor Sickel:

(Sickel hatte Büdinger anscheinend einen Brief geschrieben, in dem er, Sickel, einen Tageslauf im Hause Sickel, samt Besuchen bei Freunden usw. geschildert hatte. Büdinger darauf:)

«In der Tat, mein lieber teurer Freund, Du hast einen angenehmen und zutreffenden Ausweg gefunden, um nach langem Schweigen mich rasch wieder heimisch bei Dir und gleichsam in Dir zu machen. Eine ‚Vetternreise‘, die zugleich so manche bekannte und befreundete Gestalt wieder vor Deine Seele führte, kann ich aus meinen Ferien überhaupt nicht (und am wenigsten in Deinen präzisen und anmutigen Formen) berichten. Die meinigen sind im Appenzeller Lande, wo ich mit meinem ganzen Hausstande ein paar Wochen war, und sonst in der gewohnten Zürcher Ordnung verlaufen. Aber soweit darf ich doch Deinem Muster folgen, dass ich Dir meinen heutigen Tag berichte und Dich mit demselben in meinem Hause heimisch mache. – Er beginnt um sechs Uhr mit Wasserguss und Frottierung mit englischen Bürsten in meinem Schlafzimmer, dann geschäftliche Korrespondenz, bis nach halb acht zuerst mein Knabe<sup>30</sup> mit seinen beiden jüngeren Schwestern – alle drei noch unter Obhut der Kinderfrau – dazu die beiden älteren Mädchen, die das Schlafzimmer der Mutter teilen, zum Morgengrusse in meine Arbeitsstube kommen und zum Frühstück rufen, das meine Frau selbst in ihrem Wohnzimmer bereitet. Dabei sitzen wir eine halbe Stunde, da die beiden älteren Töchter gleich mir selbst das Behagen der Ferienzeit genießen. Nun folgt Arbeit und Spiel – je nach dem Alter – bei uns allen, bis wir um elf Uhr mit den vier älteren Kindern, während das jüngste noch schläft, einen Spaziergang machen. Am Gitter des Vorgärtchens begegnet uns, frisch von der Reise nach Deutschland zurückgekehrt, unser Freund Meyer von Knonau, und stattet seinen Besuch ab, indem er uns in ein nahes Dorf (Wipkingen) begleitet, wo Obstvorräte zu bestellen sind. Gegen ein Uhr sind wir bei Tische und wir Eltern sitzen beim Kaffee bis halb drei Uhr. Ein junger Historiker wird angekündigt, nimmt Rat und Aufgaben entgegen, hierauf finde ich im Zimmer meiner Frau meinen anatomischen Kollegen Meyer mit Gattin, denen das mathematische Ehepaar Schwarz folgt. Um

<sup>30</sup> Der einzige Sohn, Konrad Büdinger, wurde ein bedeutender Chirurg in Wien. Als Chef der chirurgischen Abteilung des dortigen allgemeinen Krankenhauses leitete er eine der grössten Kliniken (1867–1944).

fünf Uhr erledigen wir noch eine Besorgung in einem Laden der Stadt, finden zurückgekehrt von unseren pünktlichen Dienstleuten die Zimmer und den Flur in guter Ordnung und Beleuchtung, schreiben und lesen vor und nach dem Tee, den nur die beiden älteren Mädchen mit uns trinken. Während der Arbeit verabschieden sich wieder die Kleineren bei mir für die Nacht. Und da heute abend kein Besuch gekommen ist, unterhalte ich mich mit Dir, lieber Theodor! – Das sieht müssig und heiter genug aus, doch erst seit kurzem haben wir schwere Tage und Wochen, ja Monate überstanden. Unser jüngstes Kind ist uns nach sechswöchentlichem Leben in erschütternder Weise am 1. August hingeshieden. Nie werde ich den Anblick der lieblichen Leiche, wie sie ganz in Blumen gebettet war, vergessen können. Ich habe es der edlen Gesinnung des persönlich strenggesinnten Geistlichen unserer Gemeinde Unterstrass zu danken, dass bei der Bestattung unseres lieben Kindes und bei dem folgenden Trauergottesdienste in der Mauritiuskapelle alles vermieden wurde, was der konfessionslosen Haltung meines Hauses widersprochen hätte. Unser Elternschmerz – denn so sonderbar es klingen mag: ich kann Dir versichern, um den Verlust eines solchen, keines Verständnisses und keiner vernünftigen Äusserung fähigen Wesens können sich Vater und Mutter lang und ernstlich bekümmern – hat in dieser Achtung unserer Überzeugungen rechten Trost gefunden. – Alles in allem finde ich übrigens meine religiöse Sonderstellung der heutigen Richtung unseres deutschen Nationalgeistes wohl entsprechend. Haben wir irgend ein grösseres Problem zu lösen als der Trennung sowohl als der zu bewahrenden Verbindung von Staat und Kirche? Denn ich muss Dir wohl ohne weiteres zugeben, dass ich die Energie der Geister in den Anfängen der altkatholischen Bewegung unterschätzt habe. Jetzt folge ich ihren Stadien mit der innigen Teilnahme, welche jede Äusserung deutschen Unabhängigkeitssinnes und nationalen Selbstgefühles, vollends auf kirchlichem Gebiete, erwecken muss. Fraglich bleibt mir, ob irgend ein praktisches Ziel der Agitation denkbar ist und ob nicht das zu erwartende Ereignis statt in einer Analogie zur anglikanischen – die sich ja auch eine katholische Staatskirche nennt – alten Staatskirche in der Bildung einer zahlreichen neuen Sekte zu suchen sein wird. Ausserhalb der gebildeten, ja der gelehrten Kreise scheint mir die ganze Agitation nicht recht ernstlich genommen zu werden. Und werden vollends zahlreiche Bekenner in Österreich aushalten . . .?»

Ein halbes Jahr, nachdem dieser Brief geschrieben wurde, erhielt Max Büdinger erste vertrauliche Anfragen, ob er geneigt sei, eine Lehrkanzel an der Alma Mater in Wien anzunehmen. Er hat sich's lange überlegt: die Eintragungen im Tagebuch von 1872 manifestieren, wie schwer Büdinger die Entscheidung gefallen ist. Aber der grössere Wirkungskreis, der in Wien sich bot, gab doch den Ausschlag. Die Erziehungsdirektion tat viel, um ihn zu halten – umsonst. In Zürich wusste man sehr wohl, was Büdinger geleistet hatte; «die Regierung», schrieb unser Historiker, «hat mir auch eine seit Schönleins Abgang nach Berlin nicht vorgekommene Ehre erwiesen, indem sie den Erziehungsdirektor beauftragte, mir in besonderer Urkunde den Dank des Landes auszudrücken».<sup>31</sup> Im Oktober 1872 dann trat Büdinger sein neues akademisches Lehramt in Wien an. Mit seinen Zürcher Schülern aber, die ihn in dankbarer Erinnerung behielten, blieb er bis zu seinem Tod, 1902, in enger Verbindung.<sup>32</sup>

<sup>31</sup> Brief an Sickel vom 21.8.1872, Sickel-Nachlass, Wien.

<sup>32</sup> Beweis dafür ist u. a. die Tatsache, dass sich an dem Festband zu Ehren von Büdingers 70. Geburtstag 1898 auch eine Reihe von Schweizer Historiker aus seiner, Büdingers «Schule» beteiligten. Bemerkenswert auch der Nachruf Meyer v. Knonaus auf Büdinger, Neue Zürcher Zeitung vom 24.2.1902.